

(Nachdruck verboten)

Unter dem Schutze des Gesetzes.

2) Von Maria Konopnicka.

Ein Häuflein Kinder umringte den Leiermann und die Tänzerin. Hanka blieb bei ihnen stehen und betrachtete erstaunt das Mädchen. Es war Manka Czertas, die vor einem Jahre aus dem Gefängnis entlassen worden war und die man mit einer Partie nach Grojec geschickt hatte. Aber auch jene hatte Hanka bemerkt und eilte auf sie zu, indem sie die Kinderstube auseinander trieb und im Gehen sich mit Mühe auf den Beinen hielt.

Hanka wandte sich um, und wollte sich entfernen. Aber das halbtrunkene Mädchen hatte bereits die Arme um ihren Hals geschlungen und unter heftigen Umarmungen rief sie:

„Hanka! So wahr ich Gott liebe! Hanka! Wohin wanderst Du? Wann haben sie Dich freigelassen? . . . Gib doch den Mund her, Mädchen! Ist das aber ein Zusammentreffen!“

Hanka trat einen Schritt zurück.

„Um Gotteswillen, Manka, Du bist also nicht in Grojec?“

„Bin ich denn dumm, um in Grojec zu sitzen, oder was?“ rief die andre. „Da jag ich doch lieber Hunde, als daß ich in einem solchen Nest sitze.“

„Bist Du gar nicht dort gewesen?“

„Warum sollt ich nicht dort gewesen sein? Natürlich war ich in Grojec. Man hat mich ja mit einer Partie hingeschickt. Zwei Tage und einen halben war ich dort. Dann haben wir uns alle auf und davon gemacht. Joseje, ich, die Kwiatkowska, Jule Misulowna . . . Nur lauter Kerls sind dort geblieben. Aber mein Antel ist mit uns ausgebrochen.“ Sie stimmte ein tolles Lachen an. „Die reine Komödie,“ rief sie nach einer Weile, „in einer Parade hat man uns durch die Stadt geführt, sag ich Dir, daß ich glaubte, man würde uns zu Ehren Illumination machen. Aber noch hatten die Wächter die Strohwische nicht aus den Stiefeln gezogen, als wir durchgebrannt waren. Was soll man denn immer dort machen? Du gehst also auch dorthin?“

„Freilich.“

„Hat man Dir viel eingebrockt?“

„Ach, recht viel, recht viel . . . drei Jahre . . .“

„Huu,“ zwischerte Manka, „na, da wirst Du ja dort Bürgermeister werden können.“ Sie brach in ein wildes Gelächter aus, schlug sich mit den Händen auf die Hüften und warf den Kopf zurück, so daß der weiße, geblähte und zuckende Hals zum Vorschein kam. Das Lachen war ansteckend, und die in der Nähe stehenden Kinder lachten mit ihren dünnen, piepsenden Stimmchen, ohne selbst zu wissen warum.

„Nuhig, Ihr Föhren!“ donnerte Manka sie an und stampfte mit dem Fuß. Die Kinder fingen an ihr nachzuäffeln, springend und Grimassen schneidend, wie die kleinen Affen.

„Und Du?“ frug Hanka, „bist Du wieder bei Pardskisz?“

„Ja bei Pardskisz? So bekreuz dich doch mit der linken Hand, Mädch. Was sollte ich bei Pardskisz anfangen? Die Alte wettet den ganzen Tag herum, das Gefinde haben sie auseinandergejagt, blieben lauter Kinder, die noch die Hemdchen in den Zähnen herumtragen. Was soll ich dort machen? Auch wenn ich dorthin wollte, wie ich nicht will, würden sie mich ja ohne Meldung nicht halten.“

„Na, wo verbleibst Du denn also?“

„Das siehst Du ja. In der Schänke sitz ich, wenn man spielt.“ sie ließ wieder ihr tolles Lachen vernehmen.

Sie faßte sich an die Seiten, als wollte sie sofort zu tanzen anfangen.

Hanka sah sie an und schüttelte traurig den Kopf.

„Ach, Manka, Manka, mich überläuft es kalt, wenn ich Dich so lachen höre.“

„Aber, Du dummes Ding, willst Du, daß ich weinen soll, oder was?“

„Nun, Du kannst doch aber nicht immerfort in der Schänke sitzen.“

„Wo zu soll ich in der Schänke sitzen? Bei der Bamblowa sitz ich. Die hält mich ohne Meldung, sitz ich bei ihr. Heute

bin ich der Alten eine Weile durchgegangen, um bei Antel zu sein; so ist sie mir bis hierher nachgerannt, die Schlange. Da, sieh' mal, was für einen Skandal sie da mit dieser andern macht, von wegen des Josej.“

Hanka klatschte in die Hände; ihr braunes Gesicht überzog sich plötzlich mit einer dunklen Röte.

„Um Gotteswillen, Manka, bei der Bamblowa sitzt Du also? Aber das ist ja eine schwere Sünde und eine Schande . . .“

„Na, was soll ich also machen? Zur Weichsel gehn und mich ersaufen?“ Sie erröte, lachte hell auf und brach plötzlich in heftiges Weinen aus.

In diesem Augenblick sprang eines der zankenden Weiber auf sie zu, faßte sie beim Arm und brüllte mit heiserer Stimme:

„Nicht herumschlendern, nicht herumschlendern! Gemig des Guten für heute!“

Manka geriet in Zorn. Im Nu waren ihre Thränen trocken, die Augen funkelten vor Wut.

„Was werdet Ihr mich da zerren und zanken? Bin ich eine Sklavin, oder was? Wenn's mir gefällt, geh' ich, wenn's mir nicht gefällt, geh' ich nicht. Verstanden?“

Aber die Alte ließ ihren Arm nicht los.

„Vorwärts, vorwärts! Nicht herumschlendern. Nach Haus, nach Haus!“

„Laßt los, Bamblowa!“ schrie das Mädchen.

„Bamblowa und wieder Bamblowa!“ wiederholte das Weib. „Wäre nicht die Bamblowa, man würde heute unter Diebsgefindel sitzen.“

„Au“, gab Manka keck zurück, „und bei Euch sitzt man etwa unter Besseren? Wenn ich böse werde, laß ich alles liegen und geh' mit Hanka nach Grojec zurück. Wenn ich verschickt bin, will ich schon lieber verschickt sein.“

Das Weib spitzte neugierig die Ohren.

„Ihr seid also verschickt?“ wandte sie sich an Hanka.

Hanka nickte mit dem Kopfe und zog unwillkürlich das Tuch tiefer über das Gesicht.

„Und Ihr geht?“ forschte jene weiter.

Hanka nickte wieder.

„Gehab Dich wohl, Manka!“ rief sie und wollte aufbrechen.

Aber die Bamblowa hatte sich schon an ihren Besuch geklammert, nachdem sie Manka losgelassen hatte.

„Ich will Euch was sagen, Fräulein“, rief sie, das Mädchen scharf mustern. „Ihr macht eine Dummheit. Das ist kein Brot für so ein Mädchen. Jedes bessere Fräulein, das dort war, ist zurückgekommen. Die Kwiatkowska ist auch bei mir, und die Misulowna auch. Was sollen sie machen? Man muß ja leben, mein Fräulein, man muß leben.“

„Leb wohl, Manka“, rief das Mädchen, ohne der Alten zu antworten, und wandte sich ab.

Aber die Bamblowa vertrat ihr den Weg.

„Ich will Euch was sagen, Fräulein“, fing sie an, indem sie ihr die Hände auf die Brust legte. „Ihr seid jetzt so abgemagert wie ein Knochen, den die Hunde abgenagt. Aber ich will es riskieren. Bei mir könnt Ihr ohne Meldung wohnen, zu essen bekommt Ihr.“ . . .

Eine Weile bemühte sie sich, in den gesenkten Augen des Mädchens zu lesen, und da Hanka nichts antwortete, rief sie aus: „Ach was!“ und klatschte in die Hände. „Ich will gern was verlieren, sogar was anzuziehen will ich Euch geben. Ich will's auf's Spiel setzen.“

Manka trat einen Schritt näher.

„Weißt Du was, Hammen, vielleicht . . . vielleicht möchtest Du in der That bleiben.“ . . .

Hanka suchte sich frei zu machen. Die Bamblowa hielt sie beim Tuch fest.

„Mein Fräulein, was thut Ihr da so hochmässig. . . Ihr dürft den lieben Herrgott nicht beleidigen, der Euch eine solche Gelegenheit darbietet. Teufel auch, werdet Ihr etwa die Erste sein, oder was? Schon ganz andre sind aufs leichte Brot gekommen und die Krone ist ihnen nicht vom Haupt gefallen. Nur um den lieben Herrgott nicht zu beleidigen, überlegt es Euch doch . . .“

„Laßt mich los!“ rief mit zornbebender Stimme Hanka. „Also nicht?“

Fahrende Leute in Indien.

„Nein!“
 „So geh zum Teufel hinein!“ schäumte die Damblova. „Du kloppst schon noch einmal an meine Thür. Geh doch einer diese Gräfin an! Im Zuchthaus gefessen, eine Diebin, und thut großartig, als wäre sie Gott weiß was. . . Manka, willst Du endlich ins Haus gehen, Du Taugniächts?“

„Nur nicht so laut brüllen, nur nicht brüllen!“ gab Manka zurück. „Dazu ist kein Grund. Geh mit Gott, Hanka. Und wenn Du einmal davonläufst, komm nur zu uns. Merk Dir das.“

Jetzt packte sie wieder mit einem Male die frühere Raserei, sie stemmte sich in die Hüften, sang und lachte durcheinander wie toll. Im lärmenden Chorus begleiteten sie die Kinder, der Leiermann drehte immer rascher die pispende Kurbel, aus der Schänke kam ein Betrunkener herausgewackelt und saßte das ausgelassene Mädchen zum Tanze. Die Damblova, mit schiefgedrückter Haube auf dem Kopfe, klatschte zum Takt in die Hände, wobei sie jedesmal sich bis zur Erde niederbengte.

Hanka entfernte sich schnell. Anfangs verfolgten sie die Schreie, das Lachen und das Händeklatschen, dann wurde das Echo immer schwächer, bis es in der Entfernung erstarb.

Schon war sie auf dem freien Felde. Der Mond zog empor und verflüchtete die weiten Flächen, die Bäume am Wegrand fügen an, mit ihren kleinen Blättern zu klüffern, kleine bläuliche Sternlein funkelten hier und da am Himmel auf. Hin und wieder schimmerte ein ferner Lichtpunkt, bald flatterte eine aufgeschreckte Vogelschar davon, ein Hund ließ sein Gebell vernehmen, oder ein Pferd wieherte. Das Mädchen ging vorwärts, ohne auszurufen, und obgleich sie müde war, ging sie doch schnell, wie vor einem unsichtbarem Verfolger flüchtend. Endlich wurde ringsum alles still, die letzten Lichter erloschen.

Hanka blieb einen Augenblick stehen und erhob den Kopf. Ihr Tuch glitt herunter, der Mond warf einen bleichen Schein auf ihr mageres Gesicht. Eine Minute stand sie da, die Lippen lautlos bewegend. Dann senkte sie auf, ließ den Kopf sinken, zog das Tuch tiefer und ging langsamer. Bald darauf verschwamm ihre Gestalt im Schatten.

II.

Die Anwesenden der Magistratskanzlei von Grojec waren schon in voller Thätigkeit, als Hanka Blachawowna über die Schwelle trat.

Unweit der Thür schwahten halbblau einige Juden, die ihre mit schmutzigen Kastans überzogenen Rücken nach allen Seiten hin und her drehten, als wollten sie sich von einer geheimen Beschwerde frei machen. Daneben stand seufzend mit bewegten Miene ein Bauer in grobem Leinwandfittel; in der einen Hand hatte er einen großen Peitschenstiel und in der andern eine mächtige Laminellmilche. In seiner Nähe befand sich ein halbtuntes Weib mit einer Rose auf dem Gesichte und puffte jeden Augenblick einen kleinen mageren Knaben, der mit weinerlicher Miene vor ihr stand. In einiger Entfernung, gleichsam den offiziellen Hintergrund dieses Bildes darstellend, schlummerte hinter dem Ofen der Wächter; mit dem Oberkörper führte er unaufhörliche Pendelbewegungen aus und von Zeit zu Zeit ließ er ein heftiges abgerissenes Schnarchen ertönen.

An der Hauptwand der Kanzlei stand ein langer, mit grünem Tuch überzogener Tisch, hinter dem der Herr Bürgermeister saß und die Zeitung durchblätterte, während er mit den Fingern seiner weißen üppigen Hand auf die Tischplatte trommelte und zwischen den Zähnen eine populäre Melodie summte.

Zu der Mitte der Kanzlei trat, mit dem Gesichte dem Bürgermeister zugewandt, Maczusti, der lange, hagere, knorrige Magistratsdiener, ungeduldig von einem Fuß auf den andern. Mit seinem ausgestreckten Hals und seinen stark hervorstehenden Augen sah er aus, als wollte er jeden Augenblick nicht nur aus der Uniform, sondern auch aus der Haut springen. Seine beiden übermäßig langen Hände schienen an den Hüften zu kleben, was Maczusti „militärische Stellung“ nannte. In dieser militärischen Stellung hatte er sich so vervollkommnet, daß man ihn, wenn er in Uniform erschien, leicht für eine etwas gekrümmte Telegraphenstange halten konnte. Bei seiner gespenstischen Magerkeit war er von cholericischem Temperament, liebte den feierlichen Ernst des Dienstes vor allem und konnte die liberalen Anwandlungen seines Chefs, des Herrn Rat, niemals gutheißern.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geschlecht der „Fahrenden“ ist alt, wie die Menschheit selber. Und das Leben, zu dem ihr unsicles, jeder Selbstigkeit abholdes Wesen diese Menschen zwingt, hat in seinen Erscheinungsformen in allen Ländern der Erde große Ähnlichkeit.

Wir haben uns daran gewöhnt, von indischen Gauklern zu sprechen, wohl weil die wenigen hier auftretenden Artisten, denen die Nessame den Stempel indischer Abkunft ausdrückt oder die wirklich aus Indien stammen, zumeist Equilibristen oder Jongleure sind.

Das Wort „Gaukler“ weist ins Mittelalter zurück und mit den Gauklern oder Fahrenden, welche im Mittelalter durch Europa zogen, haben die indischen Vertreter der Variétékunst auch die meisten Beziehungen. Man könnte, um für sie einen Vergleich zu finden, auch an unsere Zigeuner denken, die in ihrem nomadenhaften Umherstreifen, in ihrer Kulturlosigkeit ja gewissermaßen eine Hinterlassenschaft jener sonderbaren „guten alten Zeit“ darstellen, welche uns von gewisser Seite immer als etwas so Schönes und Romantisches gepriesen wird, während sie in Wirklichkeit nichts als eine Periode totaler Zerissenheit und jämmerlicher Zurück vor der brutalen Stärke Einzelner gewesen ist.

In Indien hat sich das Kastenwesen bis auf den heutigen Tag am reinsten erhalten und die Kunst, sofern man überhaupt von einer solchen reden kann, liegt deshalb dort auf der Straße. Wenn nicht die Günst eines Vornehmen sie beschützt, sind die Fahrenden Indiens auf den Bettel angewiesen. Durch die Polizei, die von den einzelnen Ortschaften selbst ausgeht, werden die Fahrenden durch's Land getrieben und die Bevölkerung giebt, sobald es heißt, eine Gauklerbande sei in Sicht, scharf Obacht auf ihre Habseligkeiten.

Das die Gaukler dazu Veranlassung geben, ist erwiesen. Vor allem ist es ihr Handel mit Geheimmitteln und Giften, der sie verächtlich macht. Und man braucht nicht an die sagenhaften Blutesäden des Iwas zu denken, welche Schwindsucht erzeugen sollen, um trotzdem den größten Respekt vor dieser heimtückischen Kunst zu haben. Natürlich wäre dem Verkauf dieser Geheimmittel ohne den schrecklichen Aberglauben des Hindu jeder Boden entzogen.

Die rein geistige Lehre Buddhas hat einen zu sehr geläuterten Verstand zur Voraussetzung, als daß sie sich als Volkserziehung erhalten können. So ist denn auch der Volksglaube über den Brahmanismus hinweg auf den ideoften Fettschdienst zurückgegangen. Jedes Dorf hat seinen Götzen, den eine Art Priester, der mit diesem Dienst zugleich die viel nützlichere Thätigkeit eines Gemeindeführers verbindet, wäscht und pflegt und mit den Opfergaben der Dörfler versorgt. Haben nun die Opfer fortgesetzt ihren Zweck nicht erreicht, so wendet sich der indische Bauer an einen der sonst verachteten Gaukler. Und wenn auch die Zaubertränke für verschmähte Liebe nicht viel helfen werden, so sind doch die Mittelchen, mit Hilfe derer man sich eines unbequemen Verwandten entledigt, leider desto wirksamer.

Weniger verbrecherisch, wenn auch ebenso schändlich, ist das Gewerbe der Singer und Voger. Die Leute, meistens Bewohner aus den nördlichen Distrikten, stehen fast immer im Dienste eines Radja. *) Und es kommt bei ihren Produktionen nicht so sehr auf Geschicklichkeit, als besonders darauf an, daß der wollüstigen Grausamkeit der indischen Machthaber Genüge gethan wird. Die Voger haben deshalb große, stählerne Schlagringe mit langen, scharfen Spigen und sie hören nicht eher auf, sich zu zerfleischen, bis einer von ihnen tot oder doch wenigstens vom Blutverlust ohnmächtig vom Plage getragen wird.

Entschieden viel harmloser, trotz ihrer sich ganz gefährlich annehmenden Kunststücke, sind die Schlangenzüchter. In einem kleinen Deckelkorbe aus Palmblatt hat der Beschwörer vier bis fünf Schlangen, die meist der Gattung Cobra capolla angehören; die Willenslänge, um diese handelt es sich, ist nur in ganz hervorragender Weise muskelfühlig. Der Beschwörer öffnet also den Deckel des Korbes und bläst gleichzeitig auf einen schalmeiarartigen Instrument, das eigentümlich quiekende, in auf- und absteigender Linie leiernde Töne hergiebt. Die Schlange, welche durch die Fähigkeit, ihren Hals zu biden Säden aufzublasen, ein ganz besonders furchterweckendes Ansehen erhält, hebt sich bis zu ihrer halben Höhe und beginnt sich förmlich nach dem Takt der Melodie hin- und herzuwiegen. Plötzlich ergreift sie ihr Wandler und hebt die sich sofort um seinen Arm Ringelnde empor, was bei den Zuschauern natürlich großes Entsetzen hervorruft, da diese nicht wissen, daß der schlaue Inder die Cobra vorher mehrmals in ein wollenes Tuch beißen und sie so ihr Gift abgeben ließ oder ihr mittels einer kleinen Zange einfach die Giftzähne ausriß. — Es soll nun allerdings, nach den Mitteilungen glaubwürdiger Reisender, in Indien thätigliche Leute geben, die den Biß wirklich giftiger Schlangen ohne Gefahr für ihr Leben erdulden. Man führt das auf eine vorhergehende Immunisierung des Blutes mit einem andern Giftstoff zurück.

Die merkwürdige Vorliebe der Hindus für diese Art der Schaustellung ist vielleicht nicht zum wenigsten auf den indischen Glauben zurückzuführen, der die Schlange für geheiligt erklärt.

Als heilig gelten ferner der Affe und in allererster Reihe das Hind. Das indische Hauskind, das Zebu, steht in unserm europäischen Hindvieh an Größe und Kraft nach. Dagegen hat es einen Fettsäcker,

*) Sprich: Radjsa = Fürst.

der von Feinschmedern als Delikatesse geschätzt wird. Leider hat der Hindu davon nichts; wie dürfte er wohl ein Tier schlachten — der Buddhismus verbietet überhaupt das Töten! — von dem sogar die Extremste für geweiht gelten. Mit Kuhmist reibt der Hindu die Posten seiner Hütte ein, um böse Geister fernzuhalten, und dasselbe Material gilt als Heilmittel für viele Krankheiten. All seine fromme Scheu hindert den Indier aber nicht, das arme Vieh maßlos zu quälen. Gerade der Oase eignet sich so wenig für artistische Produktionen, und doch wird er so lange mit Peitsche, Stachelstoch und Feuerbrand gepeinigt, bis er begriffen hat, wie man amnützig mit dem Schellen-Halsband schüttelt, durch Hochheben des Fußes Zahlen angiebt, auf Kommando ruft usw.

Der heilige Affe und der weniger heilige Wär müssen ebenfalls heran und sich produzieren. Aber man muß gerechterweise ihren Herren zugeben, daß sie sich auch selbst nicht schonen. Das Jonglieren mit kleinen Kindern und das Balancieren dieser oft noch ganz jungen Geschöpfe auf der Spitze eines hohen Bambusrohrs ist noch das wenigste. Schwieriger erscheint schon das Durchspringen übermannslanger, oft ganz dünner, unsern Kastraten ähnlicher Körbe und eine beinahe verblüffende Darbietung ist folgende: Ein Mann und ein Weib arbeiten zusammen. Der Mann läßt das Weib, meist ein schlafloses junges Geschöpf, auf ein auf dem Boden ausgebreitetes, weitmaschiges Netz aus Bastseilen niederklauen, das er sodann um das zusammengelauerte Mädchen festspannt. Nun hebt er diesen menschlichen Ballen empor und läßt ihn in einen aus Palmbast geflochtenen Korb, der viereckig und unten etwa meterbreit, sich nach oben etwas verjüngt, hineingleiten. Den Korb verschließt er mit einem Deckel und ergreift jetzt ein schwerartiges Instrument, mit welchem er den Korb nach allen Seiten durchsticht, so daß man die Spitze der Waffe an der gegenüber liegenden Seite wieder hervorragen sieht. Hiernach öffnet er den Korb und das Mädchen windet sich, unverletzt und von den Bastseilen befreit, heraus.

Interessant ist ferner die Produktion, bei welcher der Artist sich vor einer Messingplatte niederhockt, auf die er drei Häufchen von rotem, blauem und gelbem Mehl gethan hat. Diese drei Häufchen nimmt er der Reihe nach mit dem Munde auf, gurgelt sie durcheinander und speit sie alsdann völlig gesondert wieder auf die Platte.

Nicht eigentlich zu den Fahrenden gehörig und doch untrennbar von ihnen sind die „Yogi“, die man in Europa oft fälschlich „Zalire“ genannt hat.

Es ist eine allen Religionen integrierende Eigentümlichkeit, daß sie Fanatiker zeitigen, Menschen, die für den als wahr erkannten Glauben bis zur Hingabe des eignen Lebens eintreten. Das katholische Mittelalter hatte seine Flagellanten und mönchlichen Asketen, der Islam hat heute noch die heulenden Derwische und der Brahmaismus, die Buddha-Religion hat ihre Yogi, das sind „Büßer“. Dadurch, daß solch ein Gläubiger sich mit Urur besmiert, mit Ketten belädt und so sein Uebelang auf einer Stelle sitzen bleibt; daß er den Arm in die Höhe hält, bis das Glied abstirbt und verdorrt; daß er im Ganges badet, wo es von Krokodilen wimmelt, bis eins der Ungethume ihn auffrisst — durch diese und tausend ähnliche, freiwillig ertragene Martern will er nicht nur die eignen, sondern auch die Sünden seiner Mitmenschen abwaschen.

Indessen, allzu leicht schlägt das Erhabene oder das, was die Menschen dafür halten, in die betörenderische Gaukelei um! Wo im Anfang gewiß nur fromme Büßer das Mitleid erregten, haben sich mit der Zeit allerlei spekulative Köpfe unter den Hindus des Yogitums als eines sehr lukrativen Erwerbszweigs bemächtigt. Diese Yogi werden nämlich durch die frommen Gaben mildthätiger Seelen unterhalten. Und das lockt unterschiedliche Geister, die alsdann von der öffentlichen Wohltätigkeit gut leben, ohne sich gerade mehr Entbehrungen, als unumgänglich notwendig, aufzuerlegen. Ja, es giebt sogar schon „Yogi“, die sich irgend einem genialen Impresario anvertrauen, um in Deutschland gutlohnende Vorstellungen mit ihrem „sich lebendig begabten lassen“ und ähnlichem Wappig zu geben. —

Gans Han.

Kleines Feuilleton.

— Auferstehungs-Pflanzen. Gewöhnlich wird mit diesem Namen die sogenannte „Rose von Jericho“ belegt, eine Kreuzfere, Anastatica hierochuntica, die wegen ihrer Merkwürdigkeit schon im Mittelalter von Pilgern aus dem Vordrangeland nach Europa gebracht wurde. Diese, in den syrischen, arabischen und ägyptischen Wästen häufige kleine Pflanze entwickelt, wenn sie ihre Samen gereift und ihr einjähriges Leben beendet hat, eine auffallende hygroskopische Eigenschaft; die zahlreichen Verästelungen der trocknen Pflanze krummen sich nach einwärts und ballen sich über den Samen zu einer runden „Rose“ zusammen, die mit einer wirklichen Rose gar keine Ähnlichkeit hat. Bei Eintritt feuchter Witterung oder wenn man die Pflanze ins Wasser wirft, entfaltet sich die „Rose“ wieder, indem sie ihre frühere Gestalt annimmt, und die Samen werden jetzt vom Wasser oder von Regentropfen fortgespült, um einen neuen Keimgrund zu erreichen. Das Zusammenrollen der absterbenden Pflanze hat also jedenfalls den Zweck, die reifen Samen vor dem Austrocknen auf den verdorrten und durchglühenden Boden zu bewahren und sie erst mit dem Eintritt des nassen Wetters

freizugehen. Dem Aberglauben, dem diese Lösung zu fern lag, bot das auffällige Verhalten der „Rose von Jericho“ reiche Nahrung; sie sollte in der Christnacht von selbst wieder aufstehen, das Haus in dem sie bewahrt wurde, vor Blitzschlag schützen usw. Erheblich mehr Nehmlichkeit mit einer Rose besigen die Blütenköpfchen des Asteriscus pygmaeus, eines kleinen Storbblütlers, der besonders bei Jericho auf wüstem Boden häufig ist und ebenfalls „Rose von Jericho“ genannt wird. Hier sind es die Blütenköpfchen, die sich nach dem Absterben und Austrocknen der Pflanze schließen und erst beim Eintritt der Regenzeit öffnen, um die reifen Samen ins Freie zu lassen.

Eine weit zierlichere „Auferstehungs-Pflanze“ ist jedoch Schlaginella lepidophylla, die zu den Bärlappgewächsen gehört und in den heißen Hochebenen Centralamerikas heimlich ist; sie wird neuerdings von den Gärtnereien in den Handel gebracht. Bestellt man die Pflanze, die nur 50 Pf. pro Stück kostet, so erhält man in einem Karton einen strohfarbigen Ballen von der Größe einer kleinen Faust, an dem nichts an etwas Lebendiges erinnert. Werfen wir den Ballen jedoch in ein Gefäß mit Wasser, so beginnt das scheinbar tote Gewächs sich langsam zu entfalten und nach mehreren Stunden haben wir eine entfaltete, äußerst zierliche Rosette vor uns. Aus dem Vegetations-Mittelpunkt, der zugleich den Mittelpunkt der Rosette bilden, kommen, in Schneidenlinien geordnet, strahlend hervor, deren Enden stets die Tendenz haben, sich schneckenartig einzurollen. Legt man die feuchte Pflanze auf einen Teller in die Nähe des Fensters und sorgt man für genügende Befestigung, so nimmt der innere Teil der Rosette bald eine lebhaft grüne Farbe an und man erinnert nach wenigen Tagen, daß die Aufrollung nicht bloß die Wirkung der hygroskopischen Natur der Pflanze ist, sondern daß sie lebt und wächst. In dieser Beziehung leistet Schlaginella lepidophylla fast Unglaubliches. Kerner von Marilaur erzählt in seinem „Pflanzenleben“, daß Exemplare dieser Art noch Leben zeigten, als sie nach mehr als elfjährigem Trockenstadium der Einwirkung feuchter Luft ausgesetzt wurden. Unter diesen Umständen kam es nicht wundernehmen, daß Schlaginella lepidophylla die heißesten Dürreperioden ihrer Heimat mit Leichtigkeit überlebt und in der Regenzeit zu einem neuen Dasein erwacht. Je tiefer wir in die Stufenleiter des Pflanzenreichs hinabsteigen, desto häufiger scheinen Arten aufzutreten, die eine starke Austrocknung ertragen, ohne dabei zu Grunde zu gehen. Unter den Farren ist diese Eigenschaft keineswegs auf Schlaginella lepidophylla beschränkt, wenn auch bei keinem andern Farn die Widerstandsfähigkeit so weit geht. Sehr ausgebildet ist sie bei vielen Laubmoosen. Moose, die ihr ganzes Leben an sehr feuchten Stellen verbringen, wie die Torfmoose und die meisten Sumpfmoose, sterben durch Austrocknen allerdings leicht ab; solche Arten aber, die auch in der Natur Trockenperioden auszuhalten haben, wie besonders die Baumrinden und Heiden bewohnenden Moose, vertragen eine langdauernde Trockenheit, ohne ihre Regenerationskraft einzubüßen. Es sind wiederholt Fälle beobachtet worden, daß dem Herbst entnommene, scheinbar für völlig tot gehaltene Moose wieder auflebten und Sprossen bildeten, wenn sie auf eine feuchte Unterlage gebracht wurden. —

(„Mutter Erde“.)

Musik.

In diesen Tagen drängen sich, auch abgesehen von dem Todestag, die Gelegenheiten der Erinnerung an Richard Wagner's Vortreibungen. Kurz nach der im Sinne dieser zu verstehenden Erstaufführung von d'Alberts „Raim“ kam das süßliche Konzert der hiesigen Wagner-Vereine. Die Probe am Sonntag, die wir hörten, und wahrscheinlich auch die Aufführung am Montag waren trotz der Größe der Philharmonie ausverkauft. Am meisten dürfte Beethoven's neunte Sinfonie gezogen haben. Sie ist mit Wagner's theoretischem und praktischem Entwicklungsgang eng verknüpft. In ihr und zumal in dem Eintritt der Menschensstimme im letzten Satz sah der junge Wagner die Entdeckung eines neuen Landes. Allerdings wird (so auch in dem bei jenem Konzert ausgegebenen Büchlein) von den Wagnerianern mit dieser Auslegung zu viel Lärm gemacht und wird zu wenig Rücksicht genommen auf das Zurücktreten dieser Auffassung beim älteren Wagner, der in richtigerer Weise das Besondere der „Reimen“ auf die schlichtere Kategorie einer Kantate zurückführte. Thatsächlich gliedert die Musikgeschichte sie richtiger und weniger isoliert in diesen Entwicklungsgang als in den der Dramatik ein. Längst ist es unter vielen Kennern ein offenes Geheimnis, daß jener letzte Satz hinter den ersten dreien zurücksteht; und es bedarf einer aufs höchste gesteigerten Kunst der Wiedergabe (wie sie vernünftlich unter Wagner selbst zu Tage kam), um die simplen kantatenhaften Bestandteile nicht überwiegen zu lassen.

Und nun wieder Beweis für Nichtigkeit und Wert von Wagner's Drängen nach wohl vorbereiteten und aus dem Alltagsgetriebe herausgehobenen Aufführungen! Die meisten von den Kräften, die hier zur Verfügung standen, sind so sehr tagtäglich mit allen möglichen Leistungen überbürdet — einige waren wohl grade von der Ruhe nach der d'Albert'schen Premiere gekommen, der hinwieder eine Probe des Konzerts vorgegangen war — daß uns viel mehr die Todesverachtung der Künstler zu bewundern, als das besorgnisserregende Schwanken der Aufführung des kritischen Finales zu monieren bleibt. Noch dazu war für den Abgelenkten Ernst Kraus Herr Grünig, anscheinend in letzter Stunde, eingespungen. Richard Straub brachte den Wagen durch alle Fährnisse hindurch aus Ziel.

Vorher kamen zwei Bruchstücke aus Wagner'schen Werken; die grundsätzliche Warnung vor solchen Konzertaufführungen brauchen wir wohl nicht mehr wiederholen. In Anfang standen zwei Novitäten, d. h. ältere, neu ausgegrabene Werke. Das eine war von Alexander Ritter, dem immer noch vernachlässigten lyrischen Genossen des Dramatikers Wagner. Es heißt „Sursum corda!“ und ist bezeichnet als „Eine Sturm- und Drangphantasie für großes Orchester. Op. 23.“ Das Orchester hat die für Wagner charakteristische dreifache Besetzung der Holzbläser, meist sogar mit noch je einem vierten, tieferen Instrument. Die Komposition steht auf der Höhe moderner Satzweise (wozu auch das Vermeiden jedes Füllsels gerechnet werden muß), ist aber schlichter und ruhiger, zumal weniger wechselnd in Harmonie und Rhythmus, und ist gegenüber der bestridenden Sinnlichkeit anderer moderner Tonweisen ein wenig abstrakt gehalten.

Die andre Novität war von Verlioz, dem bislang wohl größten Meister der Instrumentation, dessen Requiem, das an Orchestererweiterung einzig dastehende Gewaltwerk, uns am 5. März besichert werden wird. Diesmal galt es eine Ode von Vêranger, komponiert für Basssolo, Chor und Orchester: „Der fünfte Mai“, eine Art Trauerantate (aus dem Jahre 1834) auf den Tod des ersten Napoleon. Der Komponist, den man nicht eben Leppigkeit in der musikalischen Erfindung zuzuschreiben pflegt, hat hier, namentlich in dem Refrain „Armer Soldat, mein Frankreich seh' ich wieder. Und Sohnes Hand brüht mir das Auge zu“, einen auch melodisch zu Herzen gehenden Ausdruck der Trauer und der die „napoleonische Legende“ tragenden Stimmung und alles in allem ein Werk geschaffen, das schon wegen der Seltenheit von Solofangstücken mit Orchester als eine wertvolle Bereicherung gerühmt werden kann.

Herr Hoffmann sang in diesem Konzert eine Varyton- und zwei Basspartien. Diese Vermischung ganz wesentlicher Sangesverschiedenheiten scheint nun mal zum „eisernen Bestand“ unsres Konzerttreibens zu gehören. — sz.

Geographisches.

— Die dänische Pamir-Expedition. Aus Kopenhagen wird der „Frankf. Ztg.“ unterm 8. Februar geschrieben: Der Premier-Lieutenant Dlusien gab in der hiesigen Geographischen Gesellschaft eine interessante Schilderung seiner kürzlich beendeten Expedition nach dem Pamir-Gebiete. Diese verließ Kopenhagen am 23. März 1898 und begab sich über Anshand nach Osh in Centralasien. In dieser Stadt wurde die Expedition ausgerüstet. Bagage, Instrumente, Transportmittel und Waffen wurden eingepackt, 33 Pferde gekauft und Diener gemietet. Mitte Juni wurde die Reise nach dem Alaigebirge angetreten, das sich 7- bis 8000 Fuß über dem Meere erhebt. Der Weg führte durch bis dahin absolut unbekannte Gebiete. Oft hatten die Reisenden große Schwierigkeiten zu bekämpfen. Mitten im Sommer rasten auf den Gebirgshöhen furchtbare Schneestürme, nachts hatte man oft 4 bis 5 Grad Frost, während die Hitze bei Tage 23-25 Grad Celsius erreichte. Als die Expedition im Herbst ihr Winterquartier aufschlugen wollte, machte man die Entdeckung, daß der Ort von Ausfälligen (Lepra-Strahlen) umgeben war, so daß man genötigt wurde, eine andre Stelle aufzusuchen. Mehrmals wurde die Expedition von aufrührerischen Kirgisen überfallen, doch gelang es, diese zurückzuschlagen. Bevor die Expedition ihr Winterquartier bezog, wurden mehrere große, 10-120000 Fuß über dem Meere gelegene Seen kartographisch aufgenommen. Nachdem die Expedition in einem tiefen Thal mit 300 Eingeborenen überwintert hatte, wurde die Reise fortgesetzt und das Pamir-Gebiet in allen Richtungen durchquert. Während der langen Fahrt durch die pfadlose Hochebene versäimte man nicht, meteorologische und magnetische Untersuchungen vorzunehmen, die Gewässer zu loten, Pflanzen zu sammeln u. a. m. Außerdem hat man bisher unbekannte Ruinen alter Städte und Ueberreste unbekannter Sprachen entdeckt. Um diese Sprachen genauer zu untersuchen, hat man die Eingeborenen in mitgebrachte Phonographen fangen und sprechen lassen. Es machte einen seltsamen Eindruck, als man gestern, in der modernen Umgebung, die Ursprache dieser alten Volksstämme, vom Phonographen wiedergegeben, vernahm. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die Keimung der Johannisbrot-Samen. Viele Samen enthalten ein so hartes, hornartiges Eiweiß als Nahrungsvorrat für die junge Pflanze, daß man kaum begreift, wie dasselbe in der feuchten Erde in Lösung geführt wird. Die Getreidesamen, deren Nahrungsvorrat hauptsächlich aus Stärkemehl besteht, bilden bei einer Behandlung mit dreiprozentiger Schwefelsäure Dextrose, die auch durch ein im Samen enthaltendes Ferment beim Keimen erzeugt wird. Als nun Em. Bourquelot und H. Herissey die harten Samen des Johannisbrotbaumes in ähnlicher Weise mit dreiprozentiger Schwefelsäure behandelten, sahen sie Mannoje und Galactose entstehen, zwei Zuderstoffe, von denen der erste noch niemals bei der Keimung beobachtet wurde, und von denen anzunehmen ist, daß sie durch ein der Diastase des Getreidelorns ähnliches, im Samen enthaltendes Ferment gebildet werden. — („Prometheus.“)

Technisches.

— In der Februaritzung des Ingenieurvereins sprach Professor Fosse über Kräfteerzeugung durch Abwärme. Nach der „Voss. Ztg.“ führte der Vortragende folgendes aus: „Seit

Jahren schon beschäftigt die Ingenieure die Frage der besseren Wärmeausnutzung in der Dampfmaschine. Die Ausnutzung ist für den heutigen Stand der Technik geradezu beschämend gering. Der größte Teil der eingeführten Wärme geht im Auspuff oder im Kühlwasser wieder verloren. Es hat auch nicht an Vorschlägen zur Rugharmachung dieser Wärme gefehlt und zwar gingen sie meist dahin, die Wärme zum Betriebe einer anderen Maschine durch den Dampf einer leicht siedenden Flüssigkeit zu verwenden. So baute schon 1855 Dutrempley eine solche Maschine, die durch Aetherdampf bewegt wurde. Sie war in den Maschinenraum eines Dampfers der Messagerie maritime eingebaut und wurde durch den Abdampf der Schiffsmaschinen geheizt. Aber sie war nicht genügend dicht zu bekommen, und bei der Feuergefährlichkeit des Aethers trat bald ein, was man vorausgesagt hatte: die Maschine flog mit ihrem Erfinder in die Luft. Es sind dann Schwefelkohlenstoff und Chloroform statt des Aethers in Vorschlag gebracht, die aber nichts Besseres darstellten. Auch die flüssige Kohlenäure, die Bindhausen empfahl, scheint sich nicht zu dem Zweck zu eignen; besser schon das Ammoniak, das Behrendt u. Zimmermann in Hamburg vor zehn Jahren in Vorschlag brachten und das späterhin durch die flüssige schweflige Säure ersetzt wurde. Behrendt und Zimmermann stießen anfangs auf großen Widerstand von allen Seiten. Die Fabrikanten verhielten sich ablehnend und die Gelehrten suchten sogar zu beweisen, daß die Sache gar nicht gehen könnte. Die Erfinder mußten ihre Maschine auf eigene Kosten und teilweise im Auslande bauen. Neuerdings aber hat sich das maschinentechnische Laboratorium der Technischen Hochschule in Charlottenburg der Sache angenommen, und diese Versuche haben denn auch dem erstrebten Ziele wesentlich näher geführt. Auf die theoretischen Berechnungen der Anstalt, die einen Kraftgewinn = 40 Proz. ergaben, erklärte sich eine Maschinenfabrik bereit, eine Versuchsmaschine zu bauen. Als Betriebsflüssigkeit wählte man die schweflige Säure wegen ihrer geringen latenten Wärme und ihres hohen spezifischen Gewichts. Die größte Schwierigkeit lag darin, daß sich die flüssige, schweflige Säure nicht genügend aus dem Kondensator in den Vordampfer hinüberpumpen ließ, weil bei ihrem niedrigen Siedepunkt kein Vacuum herzustellen war. Es dauerte volle vier Jahr, bis man Herr dieser Schwierigkeit geworden war. Die eigentliche Maschinenarbeit verlief glatt, und es ergab sich schließlich ein weit über die ursprüngliche Berechnung hinausgehender Kraftgewinn = 56 Proz., der durch die Dampfmaschine geäußerten Arbeit. Der Gewinn wird in der Praxis um so größer sein, je schlechter, das heißt mit je größerem Wärmeverlust die Dampfmaschine arbeitet. Mit 15 Kilogramm Abdampf erzeugt die Versuchsmaschine, die übrigens naturgemäß noch keineswegs vollkommen ist, eine indizierte Pferdekraft, und so erweist sich bei Anbringung dieser Nebenmaschine die Wasser-Dampfmaschine als eine keineswegs schlechte Kraftmaschine. Die gegen die „Kalt-Dampfmaschinen“ vorgebrachten Einwände haben sich als übertrieben erwiesen. Der Kühlwasserverbrauch ist nicht größer als bei einer gleich großen Wasser-Dampfmaschine, und was die Größe der Oberfläche bei den Apparaten betrifft, so lassen sich schon mit den jetzigen Erfahrungen manierliche Apparate herstellen, ganz abgesehen davon, daß auf diesem Gebiete noch große Fortschritte in Aussicht stehen. —

Humoristisches.

Kleiner Irrtum. Wirt: „Hat's den Herrschaften geschmeckt?“

Gast: „Um, die Milch war köstlich, aber der Wein sabelhaft dünn!“

Wirt: „Nanu, da hat der Lausbub g'wis das ganze Wasser in den Wein 'neingeschüttet!“ —

— Die guten Freundinnen. „Am, Else, was haben Deine Freundinnen zu Deiner Verlobung gesagt?“

„O diese Schlangen! Emmy sagte: Schon wieder? und Käthi: Noch immer?“ —

Notizen.

— „Der Bärenhäuter“ von Siegfried Wagner wird am 6. März zum erstenmal im Opernhaus aufgeführt werden. —

— Josef Lauffs „Eisenzahn“ soll am 27. Februar im Schauspielhaus zum erstenmal in Scene gehen. — „Die Tochter des Erasmus“ von Wildenbruch wird am 2. März im Schauspielhaus die Erstaufführung erleben. —

— „Die Mütter“ von Georg Hirschfeld wurden im Stadt-Theater in Straßburg trotz einer guten Aufführung abgelehnt. —

— Eine Ausstellung von Werken des Genremalers Paul Meherheim wird am 25. März im Akademiegebäude eröffnet. Bis Anfang Mai wird sie zugänglich sein. —

— Zu einem Denkmal für Johannes Brahms, das ihm in seiner Vaterstadt Hamburg errichtet werden soll, sind bisher 40 000 Mark eingegangen. Die Ausführung ist damit gesichert. —